Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: - (1931)
Heft: 6

Artikel: Vom Dichter unserer Zeit : Betrachtungen bei Anlass einiger schweizerischer Neuerscheinungen

Autor: Helmerking, Heinz

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-853384

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Vom Dichter unserer Zeit

Betrachtungen bei Anlaß einiger schweizerischer Neuerscheinungen

von Heinz Helmerking

I.

Das Bild der Rückschau auf die Geschichte – ist immer das Bild der ganz Wenigen, in manchen Zeiten das des Einzigen. So ist denn in jedem Literaturbetrieb immerdar eine große Suche angestellt worden, um den « repräsentativen Dichter » seiner Zeit zu finden; da sich aber die Menschheit entwickelt, « befreit », muß natürlich jedes Individuum entwickelt, geschult und frei gemacht werden und so werden denn auch tausend Talentchen gefördert zu freien Geistern, freien Künstlern und Schöpfern und keiner weiß, wozu er frei ward. Freiheit wurde Willkür! Jeder will *der* Dichter sein und wird von seiner Gilde auch dazu erkoren; da aber keiner je gewußt, zu welchem Dienst er frei geworden, vergaßen und verloren wir das Maß. Je mehr wir also den Dichter unserer Zeit (mit all den lockenden Preisausschreiben!) suchen, um so weniger können wir ihn finden, denn der Dichter ist niemals der Gestalter seiner Zeit und ihrer wechselnd willkürlichen Forderungen: er ist ihr weit voraus oder weit hinter ihr zurück. Für den Dichter ist in allen Vergangenheiten Zeit und Zeitgeschehen unwesentlich gewesen. Er ist beheimatet in jenen Bezirken, da Raum und Zeit eins sind: es wachsen ja aus ewigen Landschaften immerdar ewige Schicksale auf, um von Dichtern in vollkommener Reife geschaut und gestaltet zu werden. So wird zwar unser Suchen, wie das aller vergangenen Zeiten, stets neue Schriftsteller entdecken (Schilderer ihrer Mit- und Umwelt mit all ihren zeitgebundenen Hoffnungen und Forderungen), aber wie alle Geschlechter ihrem Dichter vorübergingen, wird auch das unsere ihm vorübergehen, denn: den Schriftstellern gehört die « unendliche Entwicklung »; der Dichter aber ist die Ewigkeit.

Wie wollten wir den Dichter finden, da wenige noch sein Bild in der Geschichte gestaltet zu schauen vermögen und sein Wesen noch ahnen? Denn trübe ward unser Blick durch das zu viele Lesen! So ist uns denn eines Not vor allem: Besinnung. In Frankreich haben einzelne

mit letztem Ernst damit begonnen und frugen mitten im Kampfe der « Kunstrichtungen » seltsamerweise: « Was ist Kunst? » (statt immer *wie* ist Kunst?) Gewiß, auch sie sind später, ewigem Gesetz der Trägheit und Erstarrung erliegend, der Irrwege noch viele gegangen, aber sie suchten doch und einer fand den Pfad auf dem weiten Umweg über die Kunst der Primitiven: Paul Gauguin wanderte weit, das Paradies zu finden (das Paradies, das da ist ein ewiges Ruhen aller Dinge in Gott), und er hat es geschaut und gestaltet. Ein Musiker war ihm nahe: Claude Debussy, der Bruder im Geiste des andern großen Claude. Für unsern Rückblick sind beide zwar, wenn auch mit heftigen Unstimmigkeiten und Widersprüchen, längst eingereiht in die Geschichte, haben Vorgänger und Schüler, sanken zur Bravheit herab, deren der geschichtschreibende Mensch bedarf, um auch die heftigsten geistigen Ausbrüche nach Ursachen und Folgen in seine « Entwicklung » einreihen zu können! Was soll denn in ihrem Schaffen Besonderes sein? Sie schufen Idyllen, Werke in denen die Bilder der Welt geordnet ruhen, da sind und demütig warten auf das weihende Licht der Schönheit, das ihrem Dienen geschenkt wird aus ihrem Verbundensein mit dem Ewigen, Idyllen reifer Vollkommenheit, sentimentalische Idyllen, geschaffen von Wissenden, die sich besonnen hatten auf die Ruhe der Vollendung, auf die Ordnung im ewigen Sein und die große Demut aller Dienenden. Ihrer einer war auch ein deutscher Dichter der nächsten Vergangenheit, der unerkannt durch die Zeiten lebt: Adalbert Stifter.

Erkenntnis und Wiederfinden der ewigen Gesetze, die sein und jener Werk gestaltet: das ist uns Not! ihnen sich mit Bewußtsein einzufügen: höchstes Gebot! Mit andern Augen schauen manche heute das geschichtliche Bild des Mittelalters und die Welt des Heiligen Thomas, und wenigen dämmert es leise und wenige sprechen es aus, daß zwar nicht in der Rückkehr zu ihr, wohl aber in ihrem Wesen, im Freisein zu schwerstem Dienst, unser Sinn beschlossen liege, ein Sinn, von dem der Dichter unserer Zeit singt, wie die Dichter zu allen Zeiten vordem.

II.

« Ruhe wäre der herrschende Ausdruck dieser Dichtungsart (der sentimentalischen Idylle: Schiller), aber Ruhe der Vollendung, nicht der Trägheit, eine Ruhe, die aus dem Gleichgewicht, nicht aus dem Stillstand der Kräfte, aus der Fülle, nicht aus der Leerheit fließt und von dem Gefühl eines unendlichen Vermögens begleitet wird. » Das

ist « die vollendete Kunst », die « zur Natur zurückkehrt », sagt Schiller. Es ist die Kunst, die nach der unendlich langen Verwirrung der Erkenntnis den Weg zum Ewigen zurückfindet; sie schließt (kleistisch) das Wiederfinden des Paradieses in sich. Es gibt keine vollkommene Gestaltung dieser Art, d. h. im besonderen: Grimmelshausen schenkt seinem *Simplizissimus* immer neue Fortsetzungen, da ihm die Gestaltung des erlösten Einsiedlers in seiner idyllischen Geborgenheit in Gott nicht gelingen kann; es gibt keine *Wilhelm Meisters Meisterjahre* und ebensowenig einen Alioschaband der *Karamasow* usw. Auch Schillers Wunsch nach einer sentimentalischen Idylle ist Traum geblieben, genau wie die Wünsche aller Romantiker, die seine Gedanken aufnahmen und weiterdachten. Aber in seltenen Schöpfungen reiner Künstler, die um diese Gestaltung ringen, wird manchmal das Ewige schaubar, indem es gnadenhaft wundersam auf einmal in ihnen west. Demut und Gelassenheit, ein bewußtes reines Gebundensein in die ewigen Gesetze und ein stilles Wartenkönnen auf die vollkommene Reife sind in solcher Kunst, in solcher Dichtung beschlossen. Ihr Schöpfer weiß um die Scheinhaftigkeit und Zufälligkeit des Geschehens, so wie wir es erkennen. Er weiß um die Scheinhaftigkeit und Zufälligkeit seiner Schöpfungen und vermag zu warten, ob ihnen aus seiner gläubigen Verbundenheit mit dem Ewigen, aus seinem Teilgewordensein in ihm heraus, als reine Gnade die Schönheit geschenkt werde. So ist die Kunst ein Überwinden des wandel- und gegensatzreichen Lebensspieles, um des ewigen Daseins willen, dem sie dient. Hohes Sinnbild ihres Wesens ist die vollkommene Statik der frühen Kathedralen.

III.

Es ist seltsam, wie in einer zufällig ausgewählten Zahl von neuen Schweizerbüchern diese Gedanken, oft allerdings beinahe unkenntlich unter Alltäglichem verborgen, lebendig sind. Ihre Gestaltung im Werke zeigt dann leider oft wenig von innerer Erschütterung durch die Erkenntnis; vielen war es mehr modisches Spiel oder reiner: sie ahnten nur dumpf und schwer von kommenden Erschütterungen, vom Einbruch des Ewigen in die Welt, vom Durchbruch des Ewigen im Menschen.

Aus seinem Nachlaß hat die Gattin Jakob Boßharts einen Band Aphorismen herausgegeben: *Bausteine zu Leben und Zeit* (Grethlein & Cie.), daraus uns die herbe, aufrechte Gestalt dieses Schriftstellers

noch einmal bewußt wird. Viel Nietzsche ist in diesen Aphorismen, nur werden dessen lichte silberzarte Tönungen in bäurisch-derbe, erdnahe, bunte Bilder gepreßt. Ein Beispiel für alle: « Brüder, bleibt mir der Erde treu », wird zu: « Man muß den Weg nicht auf Leitern suchen, sondern auf dem Erdboden! »

Max Konzelmann schrieb die *Biographie* dieses Schriftstellers (Rotapfelverlag) klar, sauber, mit viel Kenntnis äußerer Geschehnisse, ohne indes die seltsame geistige Gebrechlichkeit dieser Erdnähe und harten Größe zu schauen. Dieses geistige Krankwerden, d. h. dieses ahnungsweise Verlieren lebenslang geglaubter und geschriebener Wahrheiten, dies durch ahnendes Zweifeln Überwinden des 19. Jahrhunderts ist vielleicht das Erschütterndste dieser tragischen Gestalt.

Kleist ging in sein Schicksal, weil ihm « auf Erden nicht zu helfen war ». In unserer Zeit, die vorgibt, das Leben heißer zu lieben, wie viele Zeiten vordem, vermögen die Künstler ihrer Helden letzte Not nur im Tode zu lösen, d. h. durch das Aufgeben des einmaligen So-Seins. Fast alle Werke, die im folgenden kurz betrachtet werden, finden ihre metaphysische Lösung durch den Tod der Helden, die übrigens meist neuzeitlich-alltäglich gekleidete uralte Dichtungs- und Legendengestalten sind.

C. I. Loos' Roman *Matka Boska* (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart) hat alle Vorzüge und Fehler eines Erstlings. Manche Teile sind frisch, unmittelbar, lebendig, unbekümmert. Die Wahrscheinlichkeit der Handlung ist der Verfasserin unwichtig. Nach mannigfaltig verworrenen Geschehnissen verliert eine Halbidiotin ihr uneheliches Kind an einen halbnärrischen reichen Juden und stirbt im Irrenhaus, nachdem ihr der Kummer den letzten Rest ihres kleinen Verstandes geraubt. Die Gleichsetzung dieses traurigen Schicksals mit dem der Mutter Gottes, die ihren Sohn an die Welt verliert, ist äußerlich, leer, trotz mancherlei mystisch-dunkler Verbrämung und trotz aller Bibelzitate! Daß der Satz: « Es ist noch nicht aller Tage Abend » als « sokratisches Urteil » bezeichnet wird, mag für die Klarheit der Vorstellungen sprechen.

Cécile Laubers langer Roman *Die Wandlung* (Grethlein & Cie., Leipzig) erzählt die (Saulus-Paulus) Legende vom rohen, bösen, blutigen Manne, der durch ein reines liebendes Weib gewandelt und erlöst wird, nach der Wandlung aber die Kraft zum Weiterleben nicht mehr hat und untergeht. Die Sprache ist oft licht und klar und die Legende könnte vortrefflich sein, wenn sie weniger zerdehnt würde.

In edler, gepflegter Sprache schildert Guido Looser in seinem Roman *Josuas Hingabe* (Huber & Cie.) ein Empedokles-Schicksal, ein gewaltsames Wiederfindenwollen verlorenen Zusammenhangs mit dem Ewigen durch den Freitod; aber die innere Form des Geschehens ist zu locker; allzu lose reihen sich Kindheitserinnerungen, Schülerängste und -qualen an Irrenhauserlebnisse und stilles Dasein eines Geheilten. Zudem ruht auf dem Helden der dunkle Schatten, aus unglücklich-heimlicher Liebe in den verzichtenden Tod zu gehen. Seine Hingabe mag viele rühren. Sie erlöst keinen.

Ein eigenartiges Buch hat Hermann Wiedmer in seiner Neuschöpfung des Hermaphroditenmythos *Die Wandlungen des Walter von Tillo* (Georg Müller, München) geschaffen, darinnen er die Wanderung einer Seele im All in ihren Wiedergeburten und deren Geschicken erzählt bis zur Erlösung von ihrem Urwunsch: beides zu sein, Mann und Weib. Die Handlung ist scheinbar straff gebaut, gegen den Schluß hin jedoch verwaschen und verblassen, d. h. des Schriftstellers Kraft versagte beim Schildern der mystischen Hochzeit des Hermaphroditen mit sich selbst, bei der letzten Rückkehr der Seele ins Ewige. (Der Held stirbt zwar nicht, aber er wandelt sich in ein tatenlos vegetierendes Weib, dessen Dasein keinen etwas angeht.) Das mußte so kommen, denn die Kluft zwischen dieser « Entwicklung » und dem Sein der erlösten Gestalt ist unüberbrückbar. Die Haupthandlung wird umrankt von zum Teil reizvollen Nebenhandlungen, die aber alle irgendwie im Sexuellen wurzeln: Gegenbeispiele und Hintergründe der Hauptgestalt. Die Sprache ist gewählt, manchmal ein wenig hochgestelzt.

Erschütternd, aufwühlend und überhell, bis zur physischen Qual des Lesers, ist das exstatische Buch *Die geduckte Kraft* von Otto Wirz (Engelhorn, Stuttgart). Es ist schwer und überreich an tiefer Weisheit und daneben unwahrscheinlich phantastisch in seiner äußern Handlung. Es erinnert in jeder Eigenschaft, bis zu den ironischen Kapitelüberschriften, an E. T. A. Hoffmann – was hohes Lob sein soll!: im unmerklichen Übergang vom Alltäglichen ins Allerphantastischste und Skurrilste, in der genauen wissenschaftlichen Kenntnis der Nacht- und Tagseiten der Naturwissenschaft, in der unglaublich plastischen Gestaltung unwahrscheinlicher Vorgänge, im zynischen Lächeln und im ironischen Grinsen, wie im satanischen Gelächter der Sprache. Eines ist sicher: Wirz ist einer der Sprachgewaltigsten unserer Zeit und dennoch ist sein Werk nicht ganz vollkommen; eine letzte höchste Zucht in der Handlung und Sprache fehlt ihm. Auch er muß die

Fragen, die der «Dreieinige» an das in der Menschheit durchbrechende Ewige stellt, dem Tod zur letzten Lösung überlassen.

Maria Waser: *Land unter Sternen. Roman eines Dorfes.* (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt. 1930.) Während Hamsun als mächtigster Streiter für die Erde, für ihr Mütterliches, Bergendes und Nährendes auftritt und zuweilen in den Zeitungen auch laut in die Ohren derer schreit, denen sein dichterisch Wort fremd geblieben, während deutsche Jugend vor allem um den Sinn und die Größe der Großstadt ringt und vergeblich aus ihrer Maschinen dröhnendem Taktgehämmer den lebendigen Rhythmus zu erhören versucht, zeichnet in diesem Buche eine Dichterin ohnwägend, schlicht, rein und mit schweizerischer Herbheit die geliebten Züge eines lebendigen Wesens nach. Dies Dorf ist, ohne daß dies je wörtlich betont würde, ein Wesen geworden, ein Dauernd-Lebendiges und seiner Geschicke wundersames Geschehen ist durch einzelne Menschen, die ihm innewohnten oder zuweilen auch nur vorübergingen, in die Tiefe hinein schaubar gemacht. In dieser Folge einzelner Bilder mit wechselndem Blickpunkt klingt kein anklagender Ton gegen die neue Zeit, aber auch kein wehmütig zurücksehnender vergangener Größe auf: man ist gewiß, dies Land kann nimmer vergehen, denn es ist währende Erde, über der ewige Sterne leuchten.

Albin Zollinger schreibt sein Buch *Der halbe Mensch* (Grethlein & Cie.) unter dem Lavaterschen Motto: Die Göttlichkeit aller Dinge muß erfühlt werden. In hauchzarten, verdämmernden Tönen, deren erschütternd irrationales Verschwommensein manchmal an Trakl gemahnt, malt er liebevoll einen Menschen, in dessen Seele die Silbersaiten beim leisesten Aufklang der Dinge mitzuschwingen beginnen und dessen letzte trunkene Seeligkeit im Sichverschenken an die geliebten Dinge beruht. Mit dem Silberstift sind diese Wesen und Landschaften umrandet worden, aber: der Verfasser ist so verliebt in seine tänzerische, lichte, beschwingte Sprache, daß er der Überschau vergaß, so daß seiner Meisterschaft zutrotz das Ganze ein wenig flach, eintönig, grau erscheint und vom Leser ein gar zu williges Sichversenken erwartet.

In allen Zeiten haben Dichter die Entfaltung eines Lebens aus dem Ewigen ins Ewige zurück, also die Vollendung eines Schicksals zum Kunstwerk am Reifen eines Menschen gestaltet: von den simplizianischen Schriften Grimmelshausens bis zum *Johannes* Jakob Schaffners und weiter geht eine lange Kette mit mannigfaltigen Gliedern, denen nun ein neues eingefügt wird durch Cuno Hofers *Meine Geschichte und die*

meiner Gäste. Aus einem Nachlaß (Amaltheaverlag, Wien). In allen Entwicklungsromanen tritt nur einmal im *Kater Murr* E. T. A. Hoffmanns eine Spaltung des Individuums (in der Art wie Don Quichotte-Sancho Pansa oder Faust-Mephisto) auf, gleichsam als erster Ansatz einer neuen Seelenkunde, die aber erst in unseren Tagen ihre eigentliche Ausgestaltung erfährt in den Werken eines James Joyce, im *Zauberberg* Thomas Manns, im *Monsieur Teste* Valérys usw. In dieser Hinsicht nun geht Hofer noch um ein Weniges weiter, indem er statt Seelenzerlegung und -spaltung, statt Traum- und Unterbewußtseinserklärungen zu geben, eine neue Art der Gestaltung schafft: aus dem Ewigen tritt eine Seele durch rein geistige, einheitliche Bezirke einer tiefen Mystik als Mensch in die Welt und muß sich langsam in bitteren Kämpfen dem Prinzipium Individuationis unterwerfen; aus einem werden drei: ein Künstler, ein Held und ein Denker, die während einer glücklichen Jugend in inniger Freundschaft sich verbunden sind. Dann muß gemäß dem Wirken der Welt, mit dem Wachsen und Selbständigwerden jeder Fähigkeit eine Spannung entstehen zwischen dem Künstler und dem Helden, während der Denker sich um das Begreifen der Eigenart eines jeden und seiner selbst bemüht und immerdar Beziehungen hat zu beiden, bald aber den einen, bald auch den andern in langen Jahren aus den Augen verlierend. Er selbst vollendet sich lebend, liebend und leidend, wie jeder der Freunde, die sich, geleitet durch die tiefe Weisheit eines Menschen, der sich aus Macht, Glanz und Glück der Welt zurückgezogen, um über das Ewige im Menschen zu sinnen, am Ende ihrer Tage mit ihm zusammenfinden und langsam reift alsdann in jedem von ihnen das Verstehen, mählich gibt jeder Teil um Teil seiner Eigengesetzlichkeiten auf, fügt sich wissend und dienend dem andern, versteht ihn und die Notwendigkeit seiner Eigenheit, und nachdem die drei Stufe um Stufe gestiegen sind, finden sie sich im Ewigen wieder und werden eins.

Rein und klar sind die Linien der Schicksale, gemeistert ist die Sprache, edel und reif der Sinn in diesem Werk. Ein Dichter hat es geschaffen.